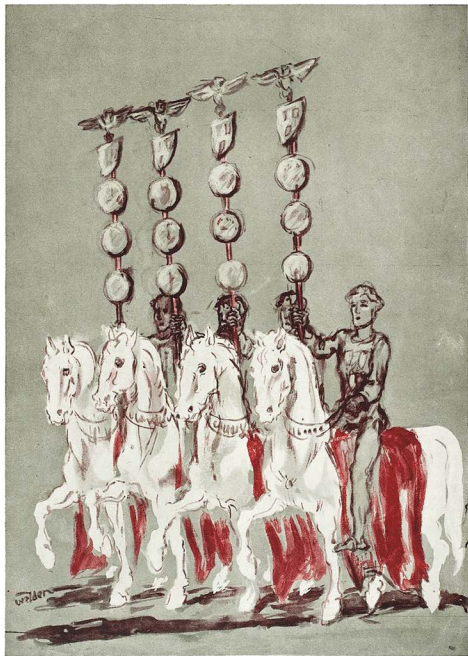


J U G E N D

SONDERNUMMER „TAG DER DEUTSCHEN KUNST“

PREIS 60 PFENNIG / MÜNCHEN / 1937 / NUMMER 28



Spitzenreiter des Festzuges

Welden

Ewiges Volk — ewige Kunst

Wenn wir heute die wunderbare Wiederauferstehung des deutschen Volkes erleben, so erleben wir damit auch die Wiederauferstehung der deutschen Kunst. Denn die Kunst ist der lebendige Bestandteil eines Volkes und somit das wahrhaftige Spiegelbild seines Innenlebens. Wenn sich die Kunst loslöst vom Pulsschlag des Volkes, wird sie unfähig ethische Werte zu zeugen. Nur der Künstler kann seine Aufgabe erfüllen, dessen Erkenntnis diese Wahrheit in ihrer ganzen Tragweite erfäßt.

Als das deutsche Volk uneinig und zerrissen war, maßte sich auch die Kunst an, sich von ihrem Volke loszusagen und ein selbständiges Eigenleben zu führen. Sie wurde dadurch aber das Zerrbild eines krankhaften Intellektualismus, artete in eine erschreckende Wiedergabe entwurzelten Geisteslebens aus und brach schließlich in sich selbst zusammen wie eine Pflanze, der man den Nährboden entzieht. Aber auch damals bewies sich das deutsche Volk als der sicherste Hort völkischer Kultur. Es lehnte diese Art von Kunst nicht nur ab, sondern stand ihr so fremd gegenüber, als betrachte es unverständliche Schriftzeichen einer anderen Welt.

Diese Zeit künstlerischer Verzerrungen war aber nur eine Episode in der Geschichte des deutschen Volkes. In erhabener Größe stehen die Werke volksverbundener, tausendjähriger deutscher Kunst vor uns. Ob wir das Feiterstandbild am Bamberger Dom oder die Gemälde der alten Meister betrachten, immer wieder erfäßt uns heilige Ehrfurcht vor dem künstlerischen Schaffen unserer Vorfahren. Bewertung und Maßstäbe des Lebens haben sich in diesen Jahrhunderten oftmals geändert, aber das Bekenntnis des Volkes zu den Werken seiner großen Künstler der Vergangenheit ist von immer wählender Dauer.

Große künstlerische Leistungen vermochten die Völker aber immer nur in den großen Zeiten ihres Lebens zu vollbringen. Wenn wir in diesen Tagen eine großartige Entfaltung deutscher Kunst erleben, so wollen wir unsere Herzen und Sinne zu dem Schönen und Edlen dieser Welt erheben, aber gleichzeitig erkennen, daß wir wieder Kinder einer großen Zeit geworden sind.

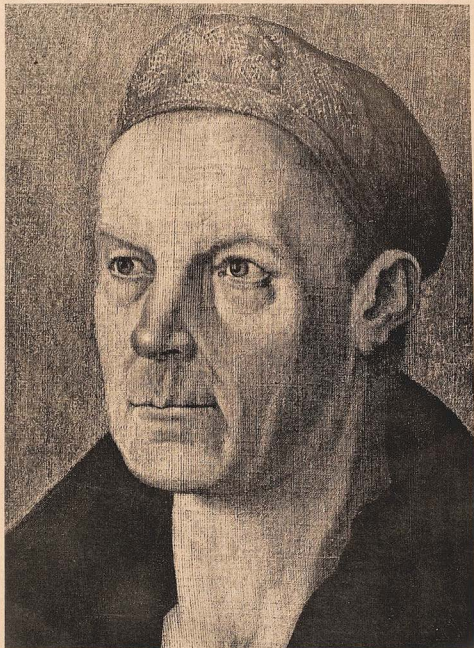
Heinz Maier-Hartmann.



Motto:

„Verachtet mir die Meister nicht“

HANS SACHS Meistersinger III. Akt



Jakob Fugger
von
Albrecht Dürer
(Alte Pinakothek München)

Kunstgenuß und Kunstverständnis

Aus dem Werke des Begründers der Jugend,

Dr. Gg. Girth: Wege zur Kunst.

Es ist gut, sich über die gründliche Verschiedenheit dieser beiden Begriffe klar zu werden.

Zum Kunstgenuß, zur Freude an menschlichen Gebilden, ist wohl jeder Mensch auch ohne besondere Vorbereitung befähigt. Aber freilich wird der in Kunstfachen gänzlich Unerfahrene sein Urteil nach anderen Anschauungen zurechtmachen, als der Kunstverständige. Ja, es ist eine Beobachtung, daß mit zunehmendem Verständnis die Freude an manchen Dingen, die einem früher schön und gut erschienen, zerstört wird, und daß umgekehrt manches früher Unbeachtete oder gar Mißachtete höhere Bedeutung gewinnt. So stehen Kunstgenuß und Kunstverständnis in unserem Kingen nach Wahrheit sich in gewissem Sinne feindlich gegenüber; aber doch nur scheinbar, denn was wir auf der einen Seite an oberflächlichem Genuß verlieren, das gewinnen wir andererseits durch die Vertiefung unseres Interesses und der Genuß des Kunstreiches erreicht endlich eine Höhe, von welcher aus er seinem ganzen Denken und fühlen eine neue Richtung gibt und tief innere Befriedigung verschafft. Nur wird sehr häufig übersehen, daß die Erwerbung der Kunstkennerchaft, selbst bei größter Begabung, eine gewisse Summe von ernstem Studien und fleißiges Nachdenken voraussetzt. Hierzu anzuregen, ist der Zweck der nachfolgenden Betrachtungen.

Was bedeutet uns überhaupt die Kunst? In welchem Verhältnis steht sie zur Natur?

Man sagt im allgemeinen wohl mit Recht, daß in jedem Kunstwerk Natürliches enthalten sein müsse. Indessen wird die Bedeutung der Kunst keineswegs durch die Wiedergabe der Natur, der Wirklichkeit erschöpft. Wäre dies so, dann müßten wir ja das stereoskopische Photogramm als allgerühmtestes Spiegelbild der Natur jeder Zeichnung, jedem Gemälde vorziehen. Was uns am Kunstwerk als solchem in allererster Linie interessiert, das ist das Werk von Menschenhand, ist die außerordentliche, vielleicht unbegreifliche menschliche Leistung, in welcher wir gewissermaßen eine Offenbarung des Göttlichen erkennen. Es ist eine eigene Art von Freudigkeit und Bewunderung, die uns ergreift, ganz wesentlich verschieden von den Stimmungen, welche der Anblick der Natur, ihrer Bilder, und ihres Lebens in uns hervorruft. Sicherlich liegt etwas Egoistisches, eine gewisse Selbstbefriedigung in dieser Bewunderung, da wir uns jagen können: „das hat ein Mensch gemacht, — ein Mensch wie du“; aber wie das Streben des Künstlers selbst, Großes zu schaffen und dadurch seine Mitmenschen zu erfreuen, zum besten Teile idealen Ursprungs ist, so dürfen wir auch unser Interesse für sein Werk als eine der edelsten Regungen unseres Geschlechtes betrachten. Es ist der uralte prometheische Geist, der durch die Jahrhunderte in der Menschenbrust fortlebt, der, nie rastend, sich an das Höchste wagt und dessen wir alle uns teilhaftig machen, indem wir seinen berufenen Trägern von Geschlecht zu Geschlecht weidlos unsere Schuldigen darbringen.

So begeistert uns, indem wir das Kunstwerk betrachten, vielmehr der Künstler, als die Natur, welche ihm Vorbild und Lehrerin war. Wie ihm die Natur nur Mittel zum Zweck, so ist sie uns nur Maßstab unseres Urteils. Freilich das vornehmste Mittel und der wichtigste Maßstab. Auch Prometheus wollte nur „Menschen“ bilden — aber eigenartig große Menschen nach seinem Sinn. Er hat die Schöpfung der Götter nicht zu verdrängen, nicht zu ersetzen vermocht — und heute bescheiden wir uns in die Einsicht, daß ihre vollendete Nachbildung überhaupt unerreicht ist. Wir nehmen gern mit einem guten Brauchstück der Natur vorlieb, wenn uns das Kunstwerk außerdem irgend etwas nach unseren menschlichen Begriffen Großes, Eigenartiges, Neues bietet — und bestände diese Zutat



Albrecht Dürer

Ausschnitt aus dem Flügels des
Paumgartner-Altars
(Alte Pinakothek München)

auch nur in der eigenartigen Auffassung irgend einer Wirklichkeit und der zur Darstellung erforderlichen Geschicklichkeit.

Eine mysteriöse Verschmelzung von Natur und Phantasie, von beobachtetem und eigenem Leben also ist es, welche uns aus dem Kunstwerke annimmt, sozusagen eine Wiedergeburt der Natur durch den Künstler. Zwei flüssige Zeugen

mögen dies erhärten, der Italiener **Leonardo da Vinci**, der vor fünf hundert Jahren seinen Traktat der Malerei geschrieben, und unser großer Landsmann **Albrecht Dürer** vor 500 Jahren.

Leonardo da Vinci sagt: „Bemerkte, daß die vollkommene Führerin, welche man haben kann, das beste Steuer, die Triumpfsport des Zeichnens, das Studium der Natur ist. Es strebt dies vor allen anderen Mätern, diesem vertraue dich immer mit glühender Seele an.“ Und die Malerei nennt er „eine Kunst, welche zugleich mit der Ausführung der Hand Phantasie erfordert, um nie gesehene Dinge zu erfinden, indem man sie in die Güte des Natürlichen steckt und als wirklich vorstellt, was nicht vorhanden.“

Albrecht Dürer aber hat das Verhältnis der Kunst zur Natur in seiner tief sinnigen Weise prächtig so erklärt: „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie... Je genauer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser es erscheint. Daraus ist beschloffen, daß kein Mensch aus eigenen Sinnen nimmermehr ein schönes Bildnis Forme machen, es sei denn, daß er davon durch vieles Nachbilden sein Gemüt vollgefaßt habe; das ist dann nicht mehr eigenes genannt, sondern überkommen und (von der Natur) gelehrte Kunst geworden, die sich bejähert, erwächst und ihres Geschlechtes Früchte bringt. Daraus wird der versammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die *neue Kreatur*, die einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges.“

So **Dürer** am Ende des III. Buches seiner Proportionallehre. Weiterhin sagt er: „Es geschieht auch, aber selten, daß einer durch große Erfahrung und lange Zeit in fleißiger Übung so sicher wird, daß er aus eigenem Verstand, den er mit großer Mühe erlangt hat, außerhalb seines Vorbildes etwas Besseres zu Werke bringt.“

Wir aber, die wir uns an jener „neuen Kreatur“ erfreuen, fühlen gewissermaßen in sichtbaren Strahlen die Begeisterung auf uns zurückströmen, mit welcher der Schöpfer des Werkes nach Leben und Wahrheit, nach natürlichem und überzeugendem Ausdruck gerungen hat.

Das ist der reine Kern allen und jeden Kunstgenusses. Und wer es versteht, diesen Kern aus den mancherlei Nebenbedeutungen herauszuschälen, die uns — mehr oder weniger anspruchsvoll und berückend — in fast jedem Kunstwerke entgegenreten, der ist auch schon auf dem besten Wege zum wahren Kunstverständnis.

Vor allem kommt es darauf an, bei der Betrachtung eines Kunstwerkes alles Neben-sächliche auszuscheiden und uns über die Hauptfrage klar zu werden, welches Maß von künstlerischem Talent und Können zur Hervorbringung des Werkes erforderlich war? Wir dürfen uns nicht blenden lassen durch die bloße gute Abicht des Künstlers oder durch Sympathien, welche uns die Idee und der Gegenstand der Darstellung einflößen — ja nicht einmal durch gewisse naturalistische Scherze, wenn sie nur angebracht sind, um das sonstige Unvermögen des Urhebers zu beschönigen. Der Unerfahrene wird, je nach seinen persönlichen Empfindungen und Lebensanschauungen, leicht beirrt: der Fromme wird durch religiöse Beziehungen voreingenommen; die Nüchternen, die Humanität, die Freude am Sinnigen oder Poetischen, am Schwermütigen oder Lustigen, am Unheimlichen oder gar am Grausamen, am Humor und Satire verführt den einen oder anderen, über rein künstlerische Mängel sich hinwegzusetzen zu lassen.

Wie aber kommen wir am sichersten dazu, den eigentlichen Kunstwert von dem beirrenden Beiwerk zu unterscheiden?

Zu diesen Fragen, zu Kunstbetrachtung und Kunstverständnis wird die „Jugend“ in regelmäßigen Aufsätzen Stellung nehmen.



Albrecht Dürer

Mittelbild des Paumgartner-Altars
(Alte Pinakothek München)

Alt Nürnberg

Unter dem alten Gemäuer

schlummert Vergessenheit,

Ruht aus das festtagsgeläute

einer verfunkenen Zeit.

Und aus der Gassen Winkel

hörst du der Meister Schritt,

Wie sie des Abends lustwandeln,

ernst in Gespräche vertieft ...

fachwerkgiebel erzählen,

prägten Geschniffe mit.

Schon tauchen Rittergestalten

didt an des Grabens Gestein,

Samten, im Mantel voll Falten,

Degen blihen im Schein.

Roffetrab hörst du wehallen,

Rufe durchdringen die Nacht

Und an den Toren Dofallen

halten mit Fackeln die Wacht.

Eugenie Seifert



A. Altdorfer

Bergige Landschaft

(Alte Pinakothek München)

Was ist deutsch an der deutschen Kunst?

Echte Kunst trägt die Merkmale des Künstlers, der sie schuf, des Bodens, auf dem sie gewachsen ist. Wer den deutschen Künstler beurteilen will, muß sich deshalb zuerst fragen: Was ist deutsch an ihm, und was unterscheidet ihn von den anderen?

Wohl kein Maler in der ganzen deutschen Kunstgeschichte mutet uns so deutsch an wie Albrecht Altdorfer. Als Italiener, Spanier, Franzose oder Engländer wäre er undenkbar. Dürers großes Kafensstück oder die Landschaften Cranachs stehen Altdorfer nahe; sie verraten die gleiche Liebe, das innige Sich-verkennen in die Natur.

Vor uns liegt Altdorfers Landschaft mit der Burg, vielleicht die erste Landschaft, die überhaupt um ihrer selbst willen ge-

malte wurde. Ohne menschliche oder vermenschlichte Handlung zu erzählen, läßt sie uns teilnehmen am Leben der Natur, am Atmen der Erde und der Pflanzenwelt, und am Spiel von Luft und Wolken. Eingebettet in diese grüne Welt mit ihren fernem und Höhen liegt auch die feste Burg der Menschen. Diese Landschaft, mit allem, was darinnen ist, lebt!

Ist es notwendig, einige hundert Kilometer durch die Landschaft zu rufen, oder Berge in Rekordzeit zu erklimmen, ohne rechts oder links zu schauen?

Altdorfer lehrt uns die Natur anders genießen: er lehrt uns sehen. Seine Landschaft hat ein Gesicht, wie seine Gesichter Landschaften sind. Sie wachsen uns ans Herz und werden uns vertraut. Jedes Blättchen, jeder Busch und jeder Baum hat sein vertrautes Antlitz.

Bei den Franzosen und Italienern ist

es die edle Form, die den Wert des Kunstwerks ausmacht. In der deutschen Kunst ist es die Seele, der Ausdruck, das liebevolle Sich-verkennen in die Natur. Es ist die schönste Gabe des Künstlers, daß er uns lehrt, mit offenen Augen durch die Natur zu gehen und ein Herz zu haben für alle ihre Schöpfungen. Nirgendwo ist diese Gabe so ausgeprägt wie in der deutschen Kunst, durch alle Jahrhunderte hindurch. Finden wir nicht bei Caspar David Friedrich, bei Runge, Richter, Schwind und Spitzweg eine ähnliche Liebe zur Natur? Kommt es nicht auch hier auf die Qualität an und nicht auf die Quantität? Es kommt wirklich darauf an, daß wir Augen haben, um zu sehen, und daß wir das Gesehene empfinden. Besser als die Worte zeigen die Bilder Altdorfers, was deutsch ist in der deutschen Kunst.

z. X.



Bamberger Reiter

Der Reiter von Stein

Von Jiska Luise Schember-Dresler

Im Dom zu Bamberg der Reiter,
Reglos, ein Steinmahmal steht;
Doch wälzt die Welle sich weiter
Der Sage, die um ihm geht:

Wenn löschen des Lebens Lichter
Dem Lenker, dem anvertraut
das deutsche Schicksal, als Richter
Den Reiter er scheidend schaut,

Der ihn zum Gericht wird laden,
Des Kopf schon auffcharrt die Erd'. —
Der zählt die schweigenden Taten
Der Worte Wahrheit und Wert

Und schlägt zuletzt mit dem Hammer
Aufs Herz ihn hart. „Aus dem Gaus,
Aus Deiner Verborgenheit Kammer,
Komm Seele, zu mir heraus!

Gast du in Worten und Taten,
Gedanken, Gedicht, durch das Schwert
Deutschland verleugnet, verraten — —
Zerstampft dich mein feineres Pferd.

„Ich führte Deutschland zum Siege,
Ich dient ihm in Schmach und Not,
Ich lag mit der Lüge im Kriege,
Ich hielt der Ehre Gebot.“

„Steig auf!“ Ruft der starre Richter.
„Dir schimmert Walhallas Saal!
Wer führt, muß Held sein und Dichter:
Heilig sind beide zumal.“

Die Schleier der Seele fallen:
„Ist's Walvater Wotan der spricht?
Für Michaels Machtwort ich schallen,
Erzengel und Gottgesicht!“

„Zweifach bin ich im All-Einen:
Gemanigch Gebild und Gebot.
Als Gottheit werd ich erscheinen,
Als Sturm, der durch Deutschland weht.

Als Rächer, Richter und Ketter
Treib ich das Triebwerk der Zeit
Durch sanften Anhauch, durch Wetter
Wegweiser zur Ewigkeit.“

Der führenden Geister viele
Gebiert Deutschlands Mutterchof.
Sie tragen, zeiger zum Ziele,
Verkannter Könige Los.

Und haben ein liches Wissen
Von ihrer Berufung Gewisht.
Gewisfen heißt „flage bisfen
Noch ebe der Reiter in Sicht!“

Konrad Dreher erzählt . . .

Mit Ganghofer bin ich nicht nur als Freund und Vertreter seiner komischen Rollen im „Serggottschmied“ und „Prosefhandl“ viel zusammengekommen, sondern habe ihn auch als Weidmann und Kunstszüger auf unseren Jagdausflügen rühmlich kennen gelernt. Er hat auch wieder nach altem Muster die Jalkenjagd betrieben, indem er mit einem von ihm desjizierten Falken auf wilde Enten jagte.

Die meisten meiner Jugendfreunde hatte ich in Maler- und Bildhauerkreisen, was die Illustrationen dieses Buches zur Genüge bekräftigen. Ich nenne nur Lenbach, Stuck, Defregger und Grünger, Walder, Brabl, Nachreiner, Friedrich von Thiersch, Kemendy, Ludwig Anau, Gulbranjon, Thöny, Arnold, Ulbe, Engl, Piglbein, Walther Jierle, Papperin, Zengeler, Trübner, Rudolf Seig, Kunz Mayer, Karl Gaider, Kossuth, J. A. von Kaulbach, Hermann Kaulbach, Garbruger, Sambro, Waffel, Oberländer, Gabermann, mit deren Namen ich eine große Münchener Kunstperiode aufgezählt habe, die mir um so wertvoller erscheint, als ich sie selbst miterleben durfte.

Lenbach stand an der Spitze der Gesellschaft Allotria, eine Regierung des Münchener Kunststaates, dessen Würdenträger die obengenannten Namen einschließen. — Jetzt, wie sie in dieser Gesellschaft zu Ehren einzelner Mitglieder gefeiert wurden, dürften in der Welt einzig dastehen. So die Gabriel-Seidlfeier, das Oberländer-Jubiläum, die Franz-Jischer-Festlichkeit etc. waren mit joviel Geschmack und Humor veranstaltet, wie sie eben nur in ersten Künstlerkreisen Münchens geben werden können. Jedes Mitglied, vom ersten Künstler bis zum bescheidensten Gaste, trug sein Teil dazu bei. Da war mit billigen Mitteln an Ausstattung das Fabelhafteste dargelegt; im Orchester wirkten die ersten Virtuosen des Hofopertheaters, am Klavier saß Fischer, J. A. von Kaulbach, von Stuck, Zengeler und Exter illustrierten die Festschriften, Schwabenmayer dichtete Prolog und Festspiele und alles wirkte in den Gelegenheitsformidien mit, was Humor, Organ, Arm und Bein hatte. Jedoch der Impuls zu allem war immer wieder Lenbach, dem es nicht zuviel war, um einen Künstler für eine solche Idee zu gewinnen, denselben als Entschädigung umsonst zu malen. Die Allotria war der Münchener Engpass, denn alle Leute mit interessanten Namen passieren mußten und viele hat man dort für gute künstlerische Bestrebungen begeistert und gewonnen.

Diese Künstlerwelt war frei von jeder niederen Spekulation und Intrigue: Wieviel Gutes hat gerade Lenbach von und durch die Allotria auch an armen Kollegen getan! Lenbach mit seinem schlagenden Witz dort sprechen zu hören, war schon allein ein unzahlbarer Genuß. Wie ehrlich er auch in seiner patriotischen Treue war, beweist, daß, als ihn einmal ein höherer Berliner Hofbeamter überzeugen wollte, die Entlassung Bismarcks hätte doch eine gewisse Berechtigung, er nur erwiderte: „Lieber Freund, mich können Sie nicht umstimmen! Sagen Sie nur Ihrem Herrn: er ist, seit er den Bismarck so schlecht behandelt hat, bei mir in Ungnade!“

Noch ein Beweis von Lenbachs Herzengüte. In der Zeit, als ich von ihm porträtiert wurde, brachte ich einmal für Lenbach eine der schönsten Forellen, die ich je in meinem Fischwasser gefangen. Lenbach war so entzückt von der Schönheit dieses großen Tieres, daß er es sofort mit einigen Pinselfreien fixierte. Am meisten war sein alter Atelierdiener vom Anblick der Forelle begeistert und zwar so, daß Lenbach plötzlich zu mir sagte: „Nicht wahr, Du bist mir nicht böse, wenn ich den Fisch dem guten alten Kerl schenke“, denn der hat so was doch noch nie in seinem Leben gegessen.“ Besagt, getan und wir speisten abends in der Allotria

zwei Kalbsbaben, ein Lieblingsgericht Lenbachs. Jeden Abend wurde in der Allotria ein gemaltlicher Tarek teilgenommen. War ein neuer Gast zugegen, der nicht an diesem Spiel teilnehmen konnte, wurde er von Lenbach mit folgenden Worten begrüßt: „Schade, daß Sie nicht tarocken konnten, den Fehler müssen Sie sich abgeben.“ Dann überließ man den Fremdling den nichtspielenden Mitgliebrern.

Defregger

Frans von Defregger hat mich schon als Anfänger der Schauspielkunst gastlich in seinem Heim aufgenommen und ist mir bis zu seinem Tode ein treuer Gönner und Freund geblieben!

Die Kunstwerke dieses populärsten Künstlers sind das, was die Volksoleien in der Musik. Dieser edle, herrliche Mann hat wohl keinen armen Landsmann oder Kollegen unbeschenkt von der Türe gewiesen und keinen Wohlhabensbazar vorbeigehen lassen, den er nicht mit einem feinen Bilder- oder Stichen bereicherte. Bis zu seinem 84. Jahre erfreute sich Defregger der besten Gesundheit und nur eine Augenentzündung dämmte seine noch immer jugendliche Schaffensfreudigkeit ein. Was er durch seine lebenswürdige Kunst der Menschheit in allen Erdteilen gegeben und in welch sympathischer Form er seine Tiroler Landsleute überall einführte, das weiß die ganze Welt. Treu war er seinen Münchnern und seinen Tirolern. Wer von seinen Landesleuten einen Kummer hatte, kam zu ihm. Ein armer Tiroler Bildhauer besuchte ihn einmal und brachte einen sehr reichgeschmigten Rahmen mit, der dem Künstler sehr gefiel. „Den soll ich wohl kaufen! Und was soll er denn kosten?“ fragte der Meister den Landsmann. „Na“, sagte der andere, „dös möcht i net verlangen, dös war a bissel z' frek. Der Rahmen hat mir Arbeit gemacht und ischt halt a decentwertes woltren a bissel hoch im Preis und deswegen kann i cabm aa so schwer verkaufen. Und da hab i mir denkt: wenn Du mir a floans Bild einemoln tats, nachher kommt i cabm doch ender anbringen!“ Defregger ließ sich nun den Preis nennen und zahlte den Rahmen über die Forderung, indem er sagte: „Trot muß i halt schaun, daß i ihn anbring, wenn i a Bild einmal!“

Der Kunsthandel

Nachdem in der Zeit der regenreichen Inflation die Verdienstmöglichkeiten immer geringer, die Kaufkraft immer schwächer und die Lebensmöglichkeiten immer teurer wurden, mußte man versuchen, das papierne Dasein auf irgendeine Weise erträglich zu gestalten. Fast jeder Deutsche hat ein ungemein ausgebildetes Anpassungsvermögen, das einzige Vermögen, das man uns noch gelassen hat, so auch ich, der ich immer zu raschen Entschlüssen geneigt war; aber damals war es doch eine Kunst, rasch zu handeln und so habe ich mich der Zeit angepaßt und einen Kunsthandel angefangen, das heißt ich habe anfangs alles, was noch an Bildern und Kunstgegenständen meine Zimmer und Wände schmückte, verkauft und als ich bald einsah, daß alle Stricke gerissen waren und ich nicht einmal einen solchen erwerben konnte, um mich, ohne Gals- und Beinbruchgefahren, selbst am letzten leeren Tagel aufzuhängen, so entschloß ich mich endlich, nach berühmten Kunsthandelsmaximen mit meinem schlechten Geld gute Gemälde zu erwerben, um sie mit der fallenden Valuta, scheinbar steigend zu verwerten. — So kam ich eines Tages an einen kleinen Bilderladen, in dessen Auslage ein reizendes Kunstwerk: „Die Regeln“ von Ligo Kaufmann ausgestellt war. Ich erward nach kurzem Bedenken das Bild um den Preis

*) Mit febl. Genehmigung des Verlages Knorr & Girth München aus dem Buch: Konrad Dreher, Abrißkalender meines Lebens.



Christof Fugger

Chr. Amberger

von 25 000 Mark und fuhr im Triumph mit meinen Kegelbrüdern nach Hause. Zufällig war gerade mein Freund Dr. Dangel von Frankfurt bei mir zu Besuch. — Große Begeisterung über meinen Erwerb und leidenschaftlicher Vorschlag, das Bild zu der nächsten großen Dangel-Auktion nach Frankfurt zu bringen, welche schon in ein paar Tagen stattfand. — Rasch entschlossen fuhr ich mit dem Gemälde nach Frankfurt, das Bild kam zur Auktion und wurde schon mit 50 000 Mark zum Aufwurf gebracht, es ging auf 60, 70, 80, auf 100 000 Mark, auf ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achthunderttausend Mark und dann gleich auf eine Million Mark; den glück-

lichen Steigerer traf der Zu- und mich beinahe der Gehirnschlag ... ich konnte nach der Auktion nur noch den Auktionator fragen: „Wie hoch ist's gegangen?“ „Auf eine Million!“ war die Antwort. „Wann bekomme ich das Geld?“ fragte ich. — „Morgen! — aber bringen Sie einen großen Sandkoffer mit, da wir nur Hundertter und noch kleinere Marktscheine haben.“ Ich murmelte nur immer: „Eine Million!“, kaufte mir dann einen geräumigen Mäblerbandkoffer und ließ mir denselben am nächsten Tag mit Dangel'schen Bankscheinpaketen ausfüllen. Mit meinem Mammon fuhr ich zum Telegraphenamt und depešhierte meiner Frau: „Ausgeforgt. Stopp. — habe unglaublichen Er-

lös erzielt. Konrad.“ Leider mußte ich noch wegen eines anderen kleinen Geschäftes in Würzburg übernachten. — Den Geldkoffer hatte ich noch nicht einen Moment aus der Hand gelassen. Zum Telegraphenamt, zur Bahn, zum Würzburger Hotel, in den dortigen Katseller, selbst auf die diskretesten Orte begleitete mich mein neu erworbenes Reichthum. — In München angekommen, mit Auto und meinem Koffer nach der Wohnung — Umarmung meiner Gattin, indem ich ihr ins Ohr flüsterte: „Eine Million! Wir haben eine Million!“ Alle Türen wurden hermetisch verschlossen. Wir waren drei Tage für niemand zu sprechen, denn so lange währet der Kassenkurs und die Banknotenfälschung, und als ich dann den Betrag zur Bank brachte, erfuhr ich, daß inzwischen der Wert meines eingebildeten Reichtums sich um tausendfache verringert hatte und mir vom ganzen Geschäft nichts übrig blieb als der unzerbrechliche Mädelkoffer, denn die Million Mark, die ich zu buchen hatte, vorausgabte ich für Wagen, Hotel und Bahnfahrten. — Ich, der schlechte Kaufmann, hatte den guten Kaufmann einfach hergeschenkt. — So ging's immer weiter und nachdem ich fast mein letztes Wertobjekt abgegeben, kam noch eine mörderische Krankheit über mich, die mich fünf Monate lang ans Bett festsetzte und während der ich nur Strodynin und Morphium eingenommen habe! Nachdem ich mich erholte, gab's wieder Stabilität, auch in meiner Lebenskraft, so wie den Segen des Himmels, der mich so weit gefunden ließ, daß ich meinem Sumor und meinem Beruf wieder folgen konnte. Mein Kunstbändel nahm nun andere Formen an. Und die Bilder, die ich von der Bühne aus präparierte, sind erfolg- und ertragreicher als meine ganze ehemalige Handelshandlung.

Dom Mühlkopp zu den Salmoniden

Von der Gemeinheit zur Feinheit

Schon als kleiner Junge war ich ein leidenschaftlicher Angler, das heißt, was ich nicht mit der Angel erwischen konnte, das holte ich mit der Hand oder mit einem Gabelgisch aus Bach und See, so da waren Mühlkoppfen, Grundeln, Kottaugen, Pfeillen oder Taltraupen, und begründete schon vor 57 Jahren damit in Preis an Chemie meine Studien über Fischfang und Angelmethoden, was mir später namentlich bei Anschaffung von Köderfischen sehr zu statten kam. Doch hatte ich auch schon damals meine Leidenschaft auf größere Fischarten ausgedehnt und dabei in Chemie vermittelst eines Drei-Pennig-Satzens und einer Spagatfischur, mit Umgebung aller Fischrechte, einen Schied von ungefähr fünf Pfund aus einem Badstütl entführte, woselbst der Napf sich ebenso unberechtigt badete, als ich dem Angelpost hulbigte! — Es war noch ein Bude von Preis bei der Landung des Fisches mittheilte. Er wollte mir anfangs den Silberfisch abnehmen, als er aber sah, daß der Zepferfischer am Strand entlang wandelte, steckte er mir die Beute unter meine Joppe, die ich fest zuknöpfte und dann mich in gelinden Trab setzte! Da ich von fern ausahf wie eine Wasserfarn, indem mir der Fischschwanz zwischen den Beinen unter der Joppe herauswedelte, wurde der Seepächter aufmerkiam und rannte mir mit dem ermunternden Ausruf: „Lausdus, dreckata! Wennst wieder Fisch stiehst, na sang“ an Ritzern oder jagt an längern Janer o“, nach. Ich verschrad dies auch künftig zu befolgen, lief aber seitwärts in die Büsche und gelangte unbehelligt mit meinem schweren Fang und Herzen bei meiner Mutter an, die meinen fauer erworbenen Fischzug ablehnte und ihn dem allein berechtigten Zepferfischer zuwies. Der Fisch, der in diesem ersten Schiedsgericht lag, hat mich das ganze Fischerleben hindurch verfolgt und niemals hatte ich den rechten Genuß, wenn ich eine außergewöhnliche Fischgröße aus den Wellen zog.

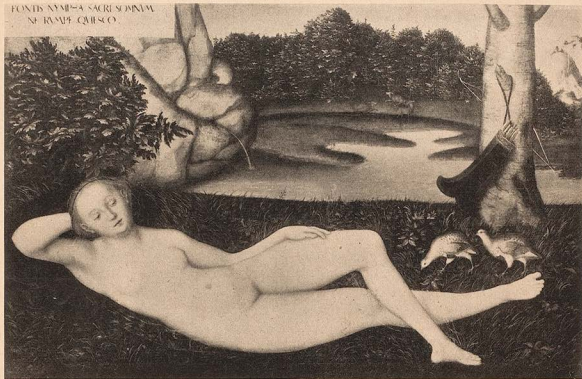
Nachdem ich menschlich und fischerlich heranwuchs, hatte ich auch des öfteren Gelegenheit bei guten Freunden meiner Anglerleidenschaft zu obliegen. So auch bei dem Besinger großer Karpfenweiber in der Nähe von Ebersberg. Dieser wettete mit

mir, daß ich mit der Angel keinen guten Karpfen ans Land brächte, welche Wette ich sofort annahm, worauf ich mit einer Gabelnspitzung und Wurangel zum Weiber zog. — Es war etwas Gewitterstimmung und die Karpfen schälten ermutigend über die Wasserfläche. Die Ufer des Teiches waren allerdings etwas feil, mit Weidenfaschinen aufgedämmt, aber mit Geduld und Überlegung sind alle Hindernisse zu überwinden und so hatte ich schon nach ein paar Minuten einen Kapitalen an der Angel und er war so gut veranfert, daß er trotz aller Sträubens nicht loskam. Um ihn aber sicher zu landen, legte ich mich am Ufer auf den Bauch und suchte, da ich kein Ausfangnetz und keinen Landungshafen zur Hand hatte, den Spiegelfischer mit einem fähnen Griff zu erfassen und seinem Element zu entreißen. Geseht, getan, ich beuge mich weitmüthlich vor, ziehe den Gefangenen heran, ein Griff hinter die Kiemen, das Ufer senkt sich und ich liege mit dem Karpfen, der abgedrohenen Gerte und einem gurgelnden Geräusch in den Fluten. Ganz zog er mich, halb sank ich hin und er war nicht mehr zu sehen. — Bis ich wieder dem Teich entzogen war, setzte ein Platzregen ein und so konnte ich mein nasses Abenteuer etwas vertuschen und hatte wenigstens zum Schaden der verlorenen Wette nicht noch den Spott für meinen Fehlsprung zu besorgen! —

Das dritte Abenteuer bewegt sich auf dem Gebiet der Salmonidenfischerei. Ich hatte den verlorenen Bach bei Geretshausen gepachtet. Die Forellen waren zahlreich, fett und im fleischigen (als echte Moosforellen) rosenrot angehaucht wie die Rheinlachsle. — Ich hatte damals auch einen Kompagnon, d. h. einen Mühlpächter, den dort ansässigen Müller, der alle üble Nachrede der Wasserwerkinhaber zu Schanden machte, denn er war der größte Zeger des Fischwassers, den ich je getroffen habe. Er hatte nur einen Fehler, daß er eine fabelhafte Vorliebe für große Forellen hatte. — So hegte er im Mühlstuf fünf Jahren eine Forelle von märchenhafter Größe und er erimerte mich jedesmal, wenn ich zum Fischfang, daran, diese seine alte Freundin zu schonen. — Obwohl ich ihn darauf aufmerkiam machte, daß diese gefrässige Matrone ein großer Schädling für das Wasser sei, so blieb er doch dabei, daß der Anblick dieser Kiefern seine größte Freude wäre. — Ich vermied, soviel wie möglich, das Bereich des Mühlhafenswurzels und so trübte keine Meinungsverschiedenheit unsere wirklich herzliche Freundschaft. —

Doch nichts dauert ewig und so kam es, daß ich an einem Gewittertag mit Gabelgisch nur in gedekter Stellung am Kabbasthen der Mühle anlag und nachdem ich noch keinen Biß zu verzeichnen hatte, gab es auf einmal meiner Schnur einen Ruck, daß ich glaubte, ich hätte mich am Mühlrad verhängt. Nachdem einbade die ganze Schnur im Mühlstuf verschwand, begann ich doch, in der schüchternen Hoffnung mein Angelseg zu retten, meinen Gabel aufzurollen. Die Schnur spannt sich, läuft wieder davon, gibt wieder nach und so erscheint nach vielen Mühseligkeiten ein Krobilsbraden an der Oberfläche. Ich flichte zum bl. Petrus, daß er jetzt entweder den Fisch loslösen oder den Müller in weite fernere versetzen möge. Und da der erste Wunsch sich nicht erfüllte, zog ich mein „Petri Heil“ ans Land und nachdem ich gesehen, daß der Fahn nur mit Lebensgefahr der armen Verbisssen zu entfernen war, endete ich durch ein paar narrotische Schläge mit einem Goldschheit das Räuberleben dieser Schugbeholdenen. — In dem Augenblick aber, als ich sie in meinem Kuckack verschwinden lassen wollte, der Fischforb hiefür war so klein, ertönte von oben der Ruf: „Tejas! Tejas! jagt hot er f' scho! Jagt hot er f' scho!“ Ich wollte ihm die Forelle überfallen, doch er nahm sie nicht, ebenjowenig er die Hand der Versöhnung nahm, die ich ihm zum Abschied hinreckte. — Bald darauf habe ich das Dachtverhältnis gelöst, denn die reine Fischerliebe fand ich nicht mehr im verlorenen Bach und den dazugehörigen Nebenquellen. — Das Fischmestrum selbst nahm ich mit nach München und da ich gerade Strohwinter war, brachte ich das Prachtexemplar zu meinem Freunde Franz von Lenbach, der es in der Begeisterung gleich porträtierte und es seinem Atelierdiener schenkte.

Ich dachte noch lange nach über die Großmut des edelsten aller



Diana (Sammlung Schloss Rohenez)

Lucas Cranach d. Ä.

Meister und auch über den Fisch, der mich seit meiner Jugend bei großen Fischereiergebnissen verfolgte. —

Vierter Fall: Heute noch bin ich der Inhaber eines netten kleinen Forellenwassers bei Schliersee, genannt Leitnergraben. — Ein reizend malerisches Wasser, mit fast hundert kleinen und größeren Wasserfällen, mit Gumpen, Überschwemmungs- und Austrocknungsperioden, mit einer Zuleitung von Waschlhausabflüssen, Sineinwurf von Büchsenabfällen, abgedankten Fahrködern, zerbrochenen Tag- und Nachthäfen und der Abwasser-Röhrenverbindung mit einer noch zu bohrenden Jodquelle, welcher Umstand mich schon auf die Idee brachte, daß die Fische im Leitnergraben durch den Genuß des durchsickernden Jods eine Entfettungskur anstreben. Ich hatte zwar, wenn ich jedes Jahr eine Anzahl Fische aussetzte, immer noch ganz nette Flugangelresultate zu verzeichnen. — „Fein, aber klein!“ heißt es hier und so kann ich sagen, daß ich die vielen Jahre meines Pächtervertrages fast noch nicht einen Fisch gefangen, der die Schwere eines Pfundes erreicht hätte. Ein Drittel der Befangenen fliegt jedesmal zurück in die Flut. Aber das Fischen selbst macht mir Freude und da das Wasser kaum zwei Minuten von meinem Anwesen entfernt ist, kann ich mir jede günstige Stunde zunutze machen. — Auch füttere ich in meinem Fischbrunnen immer eine gewisse Anzahl dieser reisenden Tiere und wenn ich, mit Winteranfang, mein Landhaus schließe, übersiedle ich die Fischbrunnensjünglinge wieder in die alte Leitnergrabenheimat. — Doch auch hier bewährte sich wieder das Sprichwort: „Keine Regel ohne Ausnahme“.

Als ich vor drei Jahren, an einem für die Fischerei gänzlich ungeeigneten Ostwindtag, meine Fluggerte, nur der Übung halber in Bewegung setzte und ein paar der gewöhnlichen kleinen Exemplare gefangen hatte, stieg plötzlich eine für diese Gegend

unerwartet große Forelle nach der Müde, sieht sie an, packt sie ganz gemächlich und wird dann von mir ebenso gemächlich angehoben und ans Land gebracht. — Ich habe mir für die Größenverhältnisse der Forellen des Leitnergrabens einen blechernen Fischbiederer kommen lassen, das beste, was ich zum Lebenderhalten der Fische kenne. Vogt in Breslau ist der Fabrikant, der leider, soviel ich weiß, nur die eine Form herstellt, die sonst aber im allgemeinen etwas zu klein sein dürfte. — Nur mit der größten Mühe habe ich die Forelle durch den Mitteldeckel in das Läger gebracht, aber dann schien ich die hineingedrückte ganz wohl zu befinden, denn verschiedene Bewegungen des Käfels und Anschläge an die Blechhülle sprachen für die Munterkeit der Befangenen.

Ich stellte das Fäsl ab, um mein Glück im Wurf noch weiter zu versuchen. Noch muß ich erwähnen, daß die Ufer des Leitnergrabens meist eine gegen das Wasser abfallende schiefe Ebene bilden, die zur Freude aller Aniehdoler mit zwei fuß hohen Brennefeln und Düsteln bewachsen sind. Als ich nun einige Würfe unternommen, sehe ich plötzlich, wie sich die Brennefeln bewegen, ich höre die Blechhülle klingeln und sehe noch, ehe ich zurückeilen konnte, daß sich das Fäsllein kugelförmig dem Ufertrand nähert, der Deckel öffnet sich, das Wasser rinnt und in dem Augenblick, als ich nach dem Läger greifen will, springt die Ungewöhnliche im weiten Bogen in die Wellen.

Die Forelle steht einen Moment ebenso starr wie ich, nur sie im Wasser, ich am Land, und dann verzicht sie sich unter die schützende Dachverbaumung! — In meinem Joren habe ich dann die anderen Forellen nachgeworfen! Ich habe fernerhin jede Einladung auf umfangreiche Fischunternehmungen abgelehnt (so auch nach Kanada!)

Noch ein kleines Anglerergebnis: Als ich noch Pächter des



Sebastian-Altar, die hl. Elisabeth

W. Holtheim d. Ä.

(Alte Pinakothek München)

Spingfrees und der roten Valsepp bei der Wurzhütte war, hatte ich gegen meine sonstige Gewohnheit auch größere Fichte und Forellen mit der Angel aus diesen Gebirgsflüssen gezogen. Ich hatte damals auch eine Unterkunfthütte auf der idyllischen Galtinsel des Sees erbaut. — Diese Sportsidylle dauerte jedoch nur bis in die Periode der Revolution und Käteregierung, weil mir dann die Kuckuckspartakisten mein Pachtrecht freitig machten und die Gütte so oft aufsprenkten und ausleerten, daß ich mich veranlaßt sah, ein Plakat an der Güttenüre zu befestigen mit der Aufschrift: „An die geehrten Herren Einbrecher! Bitte sich nicht mehr zu bemühen, ich habe die Gütte selbst ausgeräumt!“ — Als ich es einmal doch wagte, mich persönlich von der Entvölkung meines Forellenwassers zu überzeugen, bemerkte ich einen

der Bahnarbeiter, der eben badend spliternackt im Wasser wadete und die Uferlöcher nach Forellen absfondierte. Als er eben eine solche erwischte und ans Ufer warf, rief ich ihm zu: „Ja Sie! was machen Sie denn da? Das ist doch mein Fischwasser!“ „So“, sagte er, „lagt härt' i Labna bald gar net kennt, Herr Dreher, ja wia geht's denn?“ „Ja net b'onders“, sagte ich, „aber bei Ihnen scheint's net schlecht zu geh'n, so viel ich da seh'!“ — „Na wißen S'“, sagte er, „in dem Wasser san so viel Fisch, daß ma gar koan Platz zum Baden hat, da mußt ma halt do oanige nauswerf'n!“ — Er lachte, ich lachte und erwiderte nur noch: „Ja, da konnt' freilich sonst nij mach'n.“ — Nahm die Forelle und entfernte mich, um mir etwaige Vorwürfe des Sandfischers zu ersparen. —

AM ZIELE

Von Alexander Blum

Leicht ansteigend, führt eine breite gepflegte Straße zu der Anhöhe empor — einem Punkte —, von dem aus sich dem Beschauer der schöne Kundblick über Rio de Janeiro, den Gefan-anlagen und die infelreiche Bai bietet.

Ein prächtiger sonnendurchlichter Tag ging zur Neige. Noch leuchtete der Himmel und das Meer in zarter Bläue. Langsam verfanf der Sonnenball am Horizonte und gleich einem flimmernden Wunder lag unten die Stadt, die Häuser eingebettet in Gärten von tropischer Pracht. Wie flüssiges Gold erstrahlte noch einmal das Meer, in dessen mächtigen Spiegel die Sonne ihre letzten Blicke warf und ein Segelboot eilte gleich einem aufgeschreckten Vogel mit weißen Schwingen darüber hinweg. Allmählich wurde es dunkel, zuckten unten in den äußeren Lichter auf und reibten sich alsbald auch in den Straßenzügen wie leuchtende Perlenkugeln schnell aneinander. Schenkenhäfen hoben sich die Berge Corcovado und der Pao de Aucaar vom Himmel ab. Leicht und majestätisch wiegen in den Gärten die Königspalmen ihre Säupter, vor sanften Winden bewegt, der vom Meere her über das Land strich.

Auf dieser Anhöhe, nahe der Straße, saß auf einem großen Stein ein älterer Mann. Einfach war seine Kleidung. Seinen Kopf bedeckte ein breitkremperig verbeulter Hut, der ansehend wie sein Träger bereits viele von Regengüssen begleitete Stürme, wie auch jengende Tropenformie ertragen mußte. Ertliche Kirchen meißelte schon das Leben diesem Manne in sein Gesicht — Kunen —, die von durchgemachtem Kummer, Sorge und Entbehrung dieses Menschen Zeugnis ablegten. Der graue Spitzbart, den er trug, erbobte den Eindruck von Trost, den er oft bewies, wenn es galt, sich im Lebenskampfe zu bewahren.

Geraume Zeit saß schon Kröger auf dem Stein in gebückter Haltung, die Arme auf den Schenkeln ruhend und die Hände zwischen den Knien gefaltet. Und während er auf die bereits im vollen Lichterglanz erstrahlende Stadt hinunterblickte, kollerte langsam eine Träne nach der anderen über seine Wangen. Dieser harte Mann, den auch schwere Schicksalschläge nicht zu beugen vermochten, er weinte das erstmal in der fremde, vergoß die ersten Tränen seit dem Tode seiner Eltern.

Kröger bemerkte bisher nicht den jungen Menschen in Arbeitskleidung, der ihn seit einer Weile aus der Nähe beobachtete. Als dieser jedoch auf ihn zutrat und ihm seine Hand leicht auf die Schulter legte, blickte Kröger wie aus einem Traum erwachend mit seinen tränensuchten Augen zu diesem empor.

„Welches Leid bedrückt Sie? Kann ich Ihnen vielleicht helfen? Ich glaube, auch Sie sind ein Deutscher und ein Mann wie Sie, so will mir scheinen, weint nicht so bald!“ Mit diesen Worten verfuhr der junge Arbeiter den von ihm Sigenen aufzurichten.

„Leid — Ich weines!“ frug Kröger erstaunt und tastete mit seiner schwierigen Hand zu seinen Augen. „Ja wirklich — ich weine — ich wufte es nicht einmal. Das erstmal in meinem Lebensdasein erlebe ich das große Wunder, daß ein Mensch auch vor freude, erfüllt von innerem Glück, Tränen aus seinen Augen zaubern kann. Sehen Sie sich“, sprach Kröger zu dem erstaunten jungen Arbeiter und riefte auf dem großen Stein etwas zur Seite, der auch zwei nicht allstarken Leuten eine Siggelegenheit bot.

„Also gibt es auch hier ein Glückseligkeit? Ich dachte bisher, dies wäre nur in unserer Heimat möglich, aber...“

„So ist es auch, doch davon später“, unterbrach Kröger den Arbeiter. „Helfen wollten Sie mir, da Sie mich im Unglück wäbten? Sie müssen ein guter Mensch sein, eines solchen hätte ich in der Zeit der Not öfter bedürft, doch nur selten fand ich ihn. Silfbedürftigen geht hier der Großteil der Menschheit wie Pestkranken aus dem Wege. Und es war gut so, junger Mann. Vor fünfzehn Jahren verließ ich meine deutsche Heimat, suchte das

Glück — und fand es. Brasilien — es ist ein schönes, ein herrliches Land. Ich glaube, als Pedro Alvarez Cabral im Jahre 1500 als erster Europäer die brasilianische Küste vor sich sah, mußte er der Meinung gewesen sein, das Paradies entdeckt zu haben. Weit bin ich herangefommen in diesem Lande, arbeitete schwer, in den verschiedensten Berufen, bin guten und bei schlechten Menschen, in Großstädten und Urwäldern. Urwälder — welch reiche Pracht der Pflanzenvelt, welches Leben und Regen von Tieren in diesem geheimnisvollen dunklen grünen Reiche, erfüllt von rätselhaften Stimmen, bald Lebensfreude, bald Todesfurcht verkündend. Inmitten üppiger Schönheit, umgeben von den herrlichsten, doch giftgefüllten Blüten, die nur im Schatten ihr Dasein fristen und einen betäubenden Duft verbreiten, lauert tausendfach der Tod. Ewiger Kampf, ewige Vernichtung tobt in diesen Wäldern, eine Pflanze umflammt die andere, um sie langsam zu erdroffeln, ein Tier zerfleischt das andere, denn unzählige neue Lebewesen fordern schon ihren Platz an der Sonne — auf dieser Welt. Wunderbar und grausam ist diese genaue Einteilung der Natur, das ewige Kommen und Vergehen. Ich glaube es selbst, in diesem Lande muß einst der Garten Eden gewesen sein. Gaben Sie früher den Sonnenuntergang gesehen? Ja, es ist vielleicht richtig, der Mensch, der dieses Naturschaupiel in Rio gesehen hat, der fann behaupten, Gott hat ihm das Schönste von der Welt gezeigt. Rio — heißt es — wäre die prächtigste Stadt der Erde und ich zweifle nicht daran. Und doch — die deutsche Heimat ist es nicht. Wo gibt es sonst irgendwo noch Städte mit so prächtigen stolzen Kirchtürmen aus verschiedenen Dazzeit, mit so stillen Bäckern, in denen schmale spitzgebeldete alte Häuser stehen, wo Blumen vor den Erkerfenstern in der Sonne leuchten, wo funfwohl Junfzeichen oder Wirtshauswilder oder den Toren im Winde leicht hin- und her-schwanken? für uns Deutsche gibt es kein Land, und wäre es noch so reich an Schönheiten, das uns unser Heimatland vergessen ließe. Sehen Sie, da drüben“, Kröger zeigte mit dem Finger in der Richtung gegen das Meer, „weit über dem Ozean, dort liegt unsere deutsche Heimat. Fünfzehn arbeitsreiche Jahre verbrachte ich hier in fremdem Lande, schufte schwer, denn ich wufte, es kommt der heutige Tag, an dem ich der reichste und glücklichste Mensch dieser Stadt sein werde. Sie denken wohl, junger Mann, der sieht mir nicht danach aus, mit irdischen Gütern so verschwenderisch geeignet zu sein? Heute blicke ich noch auf diese prächtige Stadt hinunter, morgen... ja morgen... vorerst lasse ich mir meinen grauen Bart abnehmen, damit ich jünger aussehe. Bin erst fünfundsundertzig Jahre alt, würde man mir nicht ansehen, werde meist viel älter eingeschätzt. Ja, mein Junge, in den Tropen, da zählt jedes Jahr doppelt. In drei große Abschnitte zerfällt mein Leben, am morgigen Tage beginnt der dritte, schönste und letzte. Diese Nacht werde ich wohl ziellos in der Stadt herumirren, denn ich fände keinen Schlaf. Das große und herrliche Gefühl des Glückseligkeit, das Verspierten des schnelleren Schlagens meines Herzes wird sich mittlerweile bis zur letzten Minute... bis... ja, bis ich morgen früh das Schiff besteige, das mich in meine Heimat zurückführen soll. Gerne nahm ich in den Jahren alles Leid auf mich, für den wunderbaren Augenblick, den mich Gott erleben läßt, wieder mein deutsches Land, meine Wälder, meine Äcker, mein liebliches kleines Heimatdorf schauen zu dürfen — am Ziele meiner Sehnsucht angelangt zu sein.“

Langsam stand Kröger auf, schüttelte kräftig die Hand des Jungen und blickte dabei in seine freuchschimmernden Augen.

„Tapfer sein, junger Mann! Es lohnt sich alle Mühe und Arbeit für diesen einen Tag im Leben, an dem auch Sie mit Gottes Hilfe das große Ziel erreicht haben werden, — die Heimat.“

Liebe Jugend

Tante Mathilde wird von der Dichterin geplagt; sie ist deshalb zur Beobachtung in einer Klinik. Es treten öfter Schwellungen an Knochen und Knöcheln auf und da sie schmerzhaft sind und Tante meint, der Herr Professor habe so etwas vielleicht noch nie gesehen, bittet sie ihn ungeduldig oft zu sich, um ihm ihre Entdeckungen zu zeigen.

„Sie brauchen mir das nicht immer zu zeigen“, drumt der alte Herr, „es ist wie bei den alten Fregatten: jede Stunde ein paar Knoten!“

Instruktionsstunde.

Unteroffizier: „Seid ihr schlappe Kerle! Wie ich gedient habe, sind bei dem Kommando: Stillgehalten! jedesmal 3 bis 4 Kocknöpf“ vor die Front gesprungen.“

„Ich will ganz schnell und furchtbar weit zählen, Mutti“, sagt Maril.

„Da mußt du immer zig“ anhängen, Maril. So: vier—zig, fünf—“

„Zig“, sagt Maril. „Sechzig, siebzig, achtzig.“

„Sehr gut“, sagt die Mutti. „Neunzig, Sun...“

„Sunzig.“

Die Tante, die beim Oberförster dient, geht schon eine Zeitlang mit dem Holzfaller Wasil. Die Frau Oberförster, die es gut mit ihr meint, hält ihr, weil sie noch gar so jung ist, eine Moralpredigt und sagt: „Weißt, Mädel, die Mannsbilder sind oft so gach, aber das taugt nichts; da mußt schon du deinem Wasil

einen gewissen Widerstand entgegensetzen; du verzeihst mich schon!“

„Mei, Frau Oberförster“, sagt die Tante, „das hilft gar nix. Der Wasil, der legt doch den feinstigsten Daum mit a paar Sieb um, und i bin doch net so stark als wie so a Baum!“

Marie, Zimmermädchen im goldenen Bären, kommt in Urlaub heim zur Mutter.

„Tun, Marie, wie ist es denn in deiner Stelle?“ fragt die Mutter.

„Ach, Mutter, in dem Haus stehlen sie wie die Elstern. Wenn man sich net auch a bißel dranhalten tät, käm ma' um sein ganzes Sach!“

Deforgt eilt der Arzt ins Krankenzimmer.

„Wie ich höre, hatten Sie mehrere Stühle?“

„Ja“, antwortete der franke Antiquitätenhändler, „acht Stühle, Barock.“

Eine fromm katholische Dame trägt den Namen eines unserer größten Dichter. Um ihr eine Freude zu machen und auch ein bißchen boshaft, weil sie so gar nicht geistreich ist, frage ich sie:

„Sind Sie vielleicht gar mit dem großen Dichter K. verwandt?“

„Mir wäre es genügend“, antwortet sie, „der war doch protestantisch!“

Tante Alara ist nicht so beliebt bei uns, denn erstens kommt sie zu oft und zweitens ist es doch immer dasselbe. Wir sitzen beim Abendessen, da meldet das Mädchen die telefonische Anfrage der Tante, ob sie

heut abend mal kommen könnte. Ich winke ab. Das Mädchen geht zum Apparat und sagt: „Heute geht es leider nicht, die Gesellschaften haben was Besseres vor!“

Frau Lampl entdeckt in sich ein Sprachtalent. Sie übt fleißig.

„Heut morgen habe ich eine Stunde mit mir selbst französisch gesprochen“, sagt sie voll Stolz.

„Und haben Sie sich verstanden?“ fragt Frau Meyer beunruhigt.

Der Todesstoß

Die Oberbühnenerin müßte unbedingt operiert werden, aber, so viel der Arzt sich auch Mühe gibt, sie ist nicht zu überreden.

„Na na, i laß mir nix machen, da hab i viel s' viel Angst“, sagt sie.

„Na wascht was: na verreckt!“ sagt der Arzt, sein stärkstes Kaliber aufzubringend, „aber, dös sag i dir, i geh dir net mit der Leich!“

„O mei, a so a Schand, Herr Doktor“, ruft die Bühnenerin. „Dös tät i net überleben. Na, da laß i mit scho doch lieber operieren!“

Mir und mich

Ein fürchterlicher Angsttraum quälte mich letzte Nacht. Ich träumte, ich sei ein Ochse auf der Schlachtbank und würde mit mächtigen Schlägen betäubt. Der Schmerz wird immer unerträglich; schließlich fahre ich aus dem Schlaf hoch und brülle: „Zum Demerwetter, was ist denn los!“ Da sehe ich unser neues Mädchen aus der Mark, die Taschenlampe in der Hand, über mich gebeugt; sie sagt etwas unsicher: „Aber, Herr Doktor, Sie haben doch gefragt: Morgen früh um sieben klopfen Sie mir; aber jeß.“

Rosenthal

Porzellanhaus

Idalbert Joellner, Theatinerstraße 13

Porzelle von Rosenthal, Thomas, Krüger, E. W. Fußschnecker, königl. priv. Gettau, Saxeisen, Kirschallwaren und Glas erster deutscher Sorten, Steingut Villeroy & Boch.

Zuf Wunsch senden wir Ihnen Katalog

Abonnieren Sie die

„JUGEND“

es ist billiger!

Markensammler Werbung

arr. inter. Nachr. kostenlos bringt

Markenmayer Arbeit
München Baderstr. 49

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München

Herrstr. 8-10, Tel. 207 63

Kilschees
für Reklamezwecke
Königl. Erlaubnis
Zürchersegen
Münchener
Kilschee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

QUALITÄTSLUHREN
Ruhmeyer
MÜNCHEN SCHÜTZENSTR. 9
BEI M. HAUPTBAHNHOF



Kindertaschen — Kinderfreude in Dein Haus!
Nimm ein Ferienkind!

HEIMLOTH & Co KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**



„Das Sentimen-Tal“

Peter Fischer

Die Freikarten

Der Dichter hatte seinen Freunden vom Stammcafé zur Premiere Freikarten versprochen. Er werde der Direktion ihre Namen aufgeben, und dann bekämen sie ohne weiteres die Plätze an der Abendkassé.

Als sie aber ins Theater kamen, jagte der Beamte, er könne ihnen leider keine Freikarten geben. Das Haus war ausverkauft. So mußten sie wieder gehen.

Sie begaben sich in ihr Kaffeehaus. Und schimpften.

Nach Schluß des Theaters erschien auch Dr. Ferdl Weidinger, der bekannte, aber nur selten beliebte Kritiker. Er hatte selbstverständlich eine Karte erhalten. Da schimpfte die Tischrunde erst recht.

Doch Ferdl sagte: „Aber, geht's zu — was ärgert ihr euch? Das is jo goar nix — wenn ihr die Karten bekommen härtet, alsdann würdet ihr noch vüll mehr schimpfen!“

Der Herr Advokat

Im Café Maximilian in München saß einst täglich eine bedeutende Tischrunde beisammen — Ludwig Thoma, Banghofer, Ostini, Kainz, Franz Fischer und andere Großen des damaligen Münchens. Eines Tages erschien auch der Sänger Kalifsch, der im Laufe der Unterhaltung erklärte, er sehe jedem Menschen seinen Beruf an. In diesem Augenblick betrat ein alter Herr das Kaffeehaus, nahm Platz, zog Kamm und Bürstchen hervor, richtete Haupthaar

und Bart fein säuberlich her, blies ein Stäubchen vom Gebroch, putzte die Brille mit einem blendend weißen Taschentuch und griff dann nach den Zeitungen.

Da sagte Thoma: „Also, lieber Kalifsch, sagen S' uns, was für einen Beruf hat der alte Herr dort?“

Kalifsch musterte den Gast kritisch, überlegte. Er bemerkte nun, wie der alte Herr die Zeitung flüchtig durchblätterte, Politik, Feuilleton, Nachrichten interessierten ihn offenbar nicht, aber dann studierte er aufmerksamer den „Gerichtssaal“. Kalifsch atmete erleichtert auf. „Das ist ein Advokat!“ sagte er.

Die Tischrunde lachte. Nur Thoma meinte: „So ganz unrecht haben S' nôt, Kalifsch — des is nämlich der Jbjen!“



Graf Johann zu Rieneck
von
Mathias Grünewald
(Wallraf-Richartz-Museum Köln)